

Ein rabenschwarzer Kieselstein

Kurzgeschichten von Reinhold A. Güthler.

Leseprobe

Am Lagerfeuer

Hell züngelten die Flammen des Lagerfeuers in den sternklaren Nachthimmel, welcher erst vor kurzer Zeit das malerische Abendrot abgelöst hatte. Das monotone Zirpen der Grillen und Heuschrecken auf den Wiesen rings umher bildete die typische Geräuschkulisse einer lauen Sommernacht. Unten im Tal schlängelte sich gemächlich ein Fluss durch die Landschaft. Den Hintergrund beherrschte ein Fichtenwald, aus dessen Tiefe die letzte Strophe vom Konzert einer Amsel tönte. Er wirkte wie ein dunkelgrauer Vorhang, dessen Spitzen an den silbern leuchtenden Sternen des nachtblauen Himmels aufgehängt waren. Im Buchenhain westlich vom Lagerplatz stimmte eine Nachtigall ihre Serenade an. Der würzige Duft von frischem Heu legte sich dezent über die idyllische Hochebene.

In einem Halbkreis saßen die Schüler und Schülerinnen einer sechsten Klasse auf Bänken, wie man sie von Bierzelten kennt, um das Feuer. Sie waren kurz vor den Sommerferien mit ihrem Klassenlehrer und dessen Ehefrau, ebenfalls eine Lehrerin, auf einer fünftägigen, naturkundlichen Exkursion. Als Zeltplatz hatten sie sich eine vor kurzem abgeerntete Wiese ausgesucht, die an drei Seiten von Wald begrenzt war. Nur nach Süden konnte man ungehindert in das weite Flusstal blicken.

Am vierten und letzten Abend am Lagerfeuer befand sich jedoch die Begeisterung bei den Schülern auf dem Tiefststand. Gegrillte Steaks und Würstchen hatten ihre Magie verloren, heiße Kartoffeln aus den glühenden Kohlen zu angeln, war langweilig geworden und das Repertoire an Liedern, das der Lehrer auf seiner Gitarre beherrschte, vermochte die Stimmung auch nicht mehr zu retten. Nach dem dritten Mal „Smoke on the water“ folgte kein frenetischer Applaus, sondern Friedhofsstille. Es war so still geworden, dass man das Knistern des brennenden Holzes hören

Ein rabenschwarzer Kieselstein

Kurzgeschichten von Reinhold A. Güthler.

konnte. Diese kleinen Wasserdampfexplosionen, die frisches Holz in großer Hitze erzeugte.

Wer genau lauschte, so wie der Lehrer das tat, vernahm sogar das Brechen von dürren Zweigen im nahen Fichtenwald. „Still!“, rief der Pädagoge in die Runde, ein Ohr horchend auf den Wald gerichtet, „hört ihr das auch?“ Alle Kinder lauschten gespannt in Richtung Wald. Man konnte ganz deutlich das Rascheln und das Knacken, welches beim Laufen auf trockenem Waldboden entsteht, hören. „Wenn wir ganz leise sind, dann kommt bestimmt bald ein Reh, oder gar eine ganze Reh Sippe, aus dem Wald spaziert“, flüsterte der Lehrer. „Wow, das ist sicherlich ein Rudel Wölfe oder gar ein Bär“, meinte der vorlaute Andi in der Absicht, die Mädchen zu erschrecken.

Der geheimnisvolle Fremde

Die Schritte aus dem Wald wurden von Sekunde zu Sekunde lauter. Unbestreitbar näherte sich jemand oder etwas dem Lagerplatz. Plötzlich konnte man eine Gestalt am Waldesrand erkennen. Es war kein Reh. Im Mondlicht zeichneten sich die Umrisse eines Menschen ab. Dieser Zweibeiner ging weiter zielstrebig auf das Lagerfeuer zu, und das, was anfangs nur ein kleiner grauer Schatten in Menschengestalt war, entpuppte sich im Licht des Feuers als ein hochgewachsener, kräftiger Mann. Der Fremde blieb gegenüber dem Schülerhalb-kreis, etwa drei Schritte vor der Feuerstelle, stehen. Er war fast zwei Meter groß und hatte einen muskulösen Oberkörper, wie Conan der Barbar. Auf dem Kopf trug er einen Hut, wie einst Indiana Jones und an seinem Gürtel steckte ein Messer, fast so lang, wie das von Crocodile Dundee.

Einige mutige Schüler hatten sich armdicke Stecken aus dem Feuerholzvorrat besorgt und waren in Verteidigungsstellung gegangen. Die Lehrerin hatte alle Mädchen hinter sich in Sicherheit gebracht. Der Lehrer behielt aber die Ruhe und versuchte, um jeden Preis eine Eskalation der Situation zu vermeiden. Er sagte zu den Jungs: „Habt ihr schon einmal von der guten alten Tugend gehört, die man Gastfreundschaft nennt? – Also werft die Stecken ins Feuer und setzt euch hin!“ An seine Frau gerichtet sagte er: „Das gilt auch für die Mädchen.“ Als alle Kinder wieder auf den Bänken Platz genommen hatten, sprach er den Fremden an, der immer noch stumm und regungslos am Feuer stand: „Fremder, setzt dich doch zu uns. – Wie ist dein Name?“ Der Fremde setzte sich auf die Bank gleich neben den Lehrer, ohne ein Wort zu sagen. Im Schein des Lagerfeuers konnte man jetzt gut sein Gesicht erkennen. Es war ein außergewöhnlich markantes Gesicht, mit Ecken und Kanten. Besonders auffallend war seine große Nase. Am Kinn trug er einen Dreitagebart. Aber er hatte gütige Augen, die sagen wollten: „Habt keine Angst, ich tue euch nichts Böses.“

Der Fremde startete unentwegt auf den Grill mit den Steaks und den Würsten. „Was sind wir doch für schlechte Gastgeber“, sagte die Frau des Lehrers und fragte dann: „Wollen sie ein Steak, oder lieber eine Grillwurst?“ Der Fremde sagte immer noch nichts, stand nur auf, ging zum Grill und nahm sich ein fast schwarz gegrilltes Steak und eine Scheibe Brot. Dann setzte er sich wieder auf die Bank und begann zu essen. Er aß, als hätte er schon tagelang nichts mehr zu essen gehabt. Der Lehrer holte eine

Ein rabenschwarzer Kieselstein

Kurzgeschichten von Reinhold A. GÜthler.

Flasche Limo unter seiner Bank hervor und reichte sie dem Fremden. Der aber deutete mit dem Finger auf den Träger mit dem Mineralwasser. Ein Mädchen brachte dem unerwarteten Gast eine Flasche Wasser. Dieser trank die Flasche in einem Zug leer, so als hätte er schon verdammt lange nichts mehr zu trinken gehabt.

Der Lehrer versuchte derweil nochmal, den Namen des unbekanntes Mannes zu erfahren: „Wie dürfen wir dich nennen, Fremder?“ Jetzt endlich antwortete der geheimnisvolle Mann: „Nennt mich Geschichten-erzähler.“ „Na schön“, sagte der Lehrer, „das ist zwar ein ungewöhnlicher Name, aber dann kannst du uns sicher eine Geschichte erzählen.“ Der Fremde musterte den Fragenden mit einem durchdringenden Blick von Kopf bis Fuß. Anschließend schaute er hinauf zum Mond, so als wollte er Luna die Mondgöttin um Erlaubnis bitten, dann sagte er mit angenehm dunkler Stimme: „Deshalb bin ich gekommen. - Ich hoffe, ihr seid alle reif genug für meine Geschichten.“ Also fing der Fremde an zu erzählen und Lehrer als auch Schüler lauschten gespannt auf das, was er zu sagen hatte.



Der kalte Fleck

In einer ganz normalen Siedlung stand in einem kleinen Garten ein ganz normales Einfamilienhaus mit weißen Wänden, einem roten Ziegeldach und einer Garage. Darin wohnte ein ganz normaler Junge namens Leon mit seinen Eltern. Unter diesem Haus gab es einen ganz normalen Keller, wie ihn jedes Haus in dieser Siedlung hatte. Nun ja, vielleicht war dieser Keller doch nicht so ganz normal, denn in einem der Räume fühlte es sich stets etwas kälter an, als in den übrigen Kellerräumen. Die Ursache schien eine kreisrunde Stelle im Fußboden zu sein, die unerklärlicherweise jahraus, jahrein eine niedrigere Temperatur aufwies, als der restliche Kellerboden.

Leons Eltern wunderten sich zwar darüber, machten sich aber deswegen keine weiteren Gedanken. Sie sahen darin auch keinen Grund zur Beunruhigung. Selbst der Architekt und die Baufirma konnten dieses Phänomen nicht erklären. Bei keiner ihrer früheren Baustellen war je so ein seltsamer Effekt aufgetreten. Leons Interesse galt jetzt eher dem Dachboden. Das Untergeschoss war nicht sein bevorzugter Spielplatz, und so kam es, dass er von dem speziellen Fleck in ihrem Keller nichts wusste. Leons Eltern hingegen machten das Beste aus diesem kostenlosen Kühlaggregat und benutzen das Zimmer mit dem kalten Fleck als Vorratsraum.

Eines schönen Tages waren Vater und Mutter bei Freunden zum Essen eingeladen und Leon musste alleine zuhause bleiben. Sein Vater befand, dass sein Sohn inzwischen alt und vernünftig genug war, ohne Babysitter auszukommen. Er sagte: „Mein Sohn, für heute Abend bist du der Herr im Haus. Ich verlasse mich auf dich.“ Der junge Mann von elf Jahren war der gleichen Meinung, und so konnten sie die Bedenken der Mutter zerstreuen. Zudem war ihr Haus alarmgesichert und die Gastgeber wohnten nur zwei Straßen weiter. Leon konnte es kaum noch erwarten, einmal alleine Herr über das Haus zu sein. Niemand würde ihm an diesem Abend vorschreiben, welches Fernsehprogramm er sehen darf und wann er ins Bett gehen soll. Er musste natürlich seiner Mutter versprechen keine Horrorfilme zu schauen, keinen Alkohol zu trinken und spätestens um zehn im Bett zu sein. Auf gar keinen Fall durfte er fremde Personen ins Haus lassen.

Ein rabenschwarzer Kieselstein

Kurzgeschichten von Reinhold A. GÜthler.

Als nun seine Eltern gegangen waren, machte es sich Leon mit Cola und Chips auf dem Sofa im Wohnzimmer gemütlich. Er durchforschte am 50-Zoll-Flachbild-fernseher Sender für Sender und blieb schließlich bei „Fluch der Karibik“ hängen. Diesen Piratenfilm hatte er zwar schon einmal gesehen, aber der war gut, den konnte man auch ein zweites Mal anschauen. Doch die ungestörte Filmfreude dauerte nicht lange. Leon hatte plötzlich das beunruhigende Gefühl, dass jemand um das Haus schlich. Er drehte den Ton am Fernseher leiser und lauschte. Dann hörte es sich so an, als würde dieser Unbekannte an den Rollläden der Terrassentür klopfen. Aber wer konnte das sein? Um diese Zeit? Leon beschloss, so zu tun, als wäre niemand zuhause. Da die Wohnzimmertür offen stand, hatte er freien Blick auf die Haustür. War da jemand an der Eingangstür? Er hätte schwören können, dass sich der Türgriff bewegt hatte.

....

Ein rabenschwarzer Kieselstein

Einst führte mich meine Wanderung durch einen weit ausgedehnten urtümlichen Wald. Es war ein heißer Sommertag, so wie heute, und ich war froh im kühlen und schattigen Wald unterwegs zu sein. Ich folgte einem gut ausgebauten Forstweg, bis dieser sich mit einem ebenbürtigen Waldweg kreuzte. Schon einige Schritte vor der Kreuzung hörte ich ein Stöhnen und Winseln, als würde im Unterholz ein verletztes Tier liegen. Je näher ich der Wegkreuzung kam, desto stärker wurde das Mitleid erregende Geräusch. Mitten auf der Kreuzung blieb ich stehen und schaute mich nach allen Seiten um. Und da sah ich sie. In einem Entwässerungsgraben, gleich neben dem Weg lag eine junge Frau. Sie war übel zugerichtet. Ihr ganzer Körper war übersät mit Stich- und Schnittwunden und quer über ihren Bauch verlief eine tiefe Wunde, sodass an manchen Stellen das Gedärm zu sehen war. Ich versuchte ihr mit den bescheiden Mitteln, die mir zur Verfügung standen, zu helfen, aber ihre Verletzungen waren zu schwer. In ihrer rechten Hand hielt sie krampfhaft einen glänzenden, schwarzen Kieselstein mit einer eingebetteten, elfenbeinfarbenen Zeichnung einer germanischen Rune, der für sie scheinbar von bedeutendem Wert war. Mit ihren letzten Atemzügen erzählte sie mir, was es mit dem wundersamen Stein auf sich hatte.

Jenny, so hieß die Frau, wurde gerade mal 24 Jahre alt. Sie war eine jener Frauen, die von Mutter Natur in Sachen Attraktivität nicht gerade üppig ausgestattet wurde. Sie zählte, selbst für ein weibliches Wesen, mit einer Körpergröße von nur einem Meter sechzig eher zu den Kleinwüchsigen. Dafür war ihr Becken aber unpassend überdimensioniert. Die Oberschenkel erinnerten eher an einen Fußballprofi, als an eine zierliche Dame. Auf ihrem kindlich runden Kopf wuchsen

dunkelrote Haare, die sie viel zu kurz geschnitten hatte. Mit ihren abstehenden Ohren hätte sie gut die Tochter eines englischen Thronfolgers sein können. Kurzum, sie war nicht der Typ Frau, nachdem sich die Männer auf der Straße umdrehten, oder der ein Trupp Bauarbeiter nachpiffen, wenn sie an der Baustelle vorbei spazierte. Dennoch gab es in ihrem Leben Männer, die sich für sie interessierten, aber mit denen wollte sie nichts zu tun haben, und die Herren, die für sie infrage kamen, wollten nichts von ihr wissen. Deshalb widmete sie ihre Freizeit lieber der Natur und den Tieren. Ganz besonders hatte es ihr die Gattung der Insekten angetan. So darf man sich nicht wundern, dass ihre kleine Wohnung in der Altstadt voll von Terrarien und Fachbüchern über Pflanzen und Tiere war. Jede freie Minute verbrachte sie draußen in der Natur, sofern das Wetter ihr diese Leidenschaft gestattete.

An einem herrlichen Sonntagmorgen im Mai, kurz nach den Eisheiligen, ging Jenny wieder einmal auf Exkursion. Schneeweiße Schäfchenwolken tummelten sich vereinzelt an einem tiefblauen Himmel. Die frische, klare Luft duftete nach all den vielen Blüten, die den Frühling so sehr herbeigesehnt hatten, wie Jenny das tat. Natürlich waren jede Menge Pollen in der Luft, aber Gott sei Dank litt die junge Frau nicht an einer Allergie. Sie hatte ihren kleinen Rucksack angelegt, ihre Nordic-Walking-Stöcke in die Hand genommen und war losmarschiert. Durch enge, verwinkelte Gassen führte sie ihr Weg in den Stadtpark, den sie zügig durchquerte, um schnell den angrenzenden Wald zu erreichen. Dieser Forst gehörte zu dem Naherholungsgebiet der Stadt und war deshalb ausgezeichnet erschlossen. Gepflegte Fahrrad- und Wanderwege, alle bestens ausgeschildert, durchzogen den aufgeräumten Wald. Es versteht sich von selbst, dass hier immer viele Freizeitsportler unterwegs waren, sei es zum Joggen, Radfahren oder Skaten. Jenny mochte diesen Rummel

nicht und wanderte deshalb stets tiefer in den Wald hinein. Dabei folgte sie immer ein und demselben Forstweg. Jedoch war sie diesem steinigen Weg noch niemals zuvor so tief in den Wald gefolgt. Sie fühlte aber keine Angst, sondern genoss das von Zivilisationslärm ungestörte Vogelkonzert. Kilometer für Kilometer wurde der Wald wilder und uriger. Links und rechts des Weges gab es jetzt viel undurchdringliches Unterholz. Ab und zu lagen zwischen jungen Bäumen die Überreste alter Exemplare, die schon seit Jahrzehnten kein Waldarbeiter berührt hatte. Unter riesigen Fichten blieb sie kurz stehen, um diese einmalige Waldluft zu inhalieren. Die sich so angenehm feucht anfühlte und nach Moos und Baumharz duftete. Jenny wanderte noch etwa eine halbe Stunde weiter, dem Forstweg folgend, in einen unbekanntem Urwald hinein. Dann erreichte sie eine Stelle, an der ein zweiter Waldweg den ihrigen im rechten Winkel kreuzte. Schon von Weitem sah sie mitten auf der Kreuzung etwas glitzern. Neugierig geworden lief sie bis zur Kreuzung und ging neben dem Objekt in die Hocke. Es war ein rabenschwarzer Kieselstein, dessen glattpolierte Oberfläche die wenigen Sonnenstrahlen, die durch das löcherige Blätterdach auf die Kreuzung drangen, reflektierte. Sie bemerkte auch diese seltsame elfenbeinfarbige Zeichnung in dem Stein, die stark an eine altgermanische Rune erinnerte. Jenny beschloss kurzer Hand, dieses Mineral, als Andenken an ihre heutige Wanderung, mit nachhause zu nehmen. Sie hob den Stein vorsichtig vom Boden ab. Er fühlte sich ungewöhnlich angenehm an.

Sie schaute noch einmal auf die Stelle, wo der Kieselstein gelegen hatte und bemerkte dort ein fingerdickes Loch, das, so schien es, sehr tief in die Erde reichte. Plötzlich kroch eine dicke schwarze Spinne aus diesem Loch und rannte über den Weg in den angrenzenden Wald, wo sie sehr bald unter der dicken Laubdecke vom letzten Winter verschwand. Jetzt krabbelte

noch eine ebenso dicke und schwarze Spinne aus dem Loch und dann noch eine und noch eine. „Da unten muss wohl ein Nest sein“, dachte Jenny und glaubte mit dem Entfernen des Steines die armen Spinnen gerettet zu haben. Es kletterten immer mehr von diesen achtbeinigen Lebewesen aus dem besagten Loch. Eine ganze Armee von schwarzen Spinnen ergoss sich in Richtung Wegesrand. Nach einer Weile war dann Schluss mit der Krabbelei. Jetzt drang ein übler Geruch nach Schwefel und faulen Eiern aus diesem ominösen Loch. Jenny fühlte, dass noch etwas anderes aus dieser Öffnung kriechen würde. Sie wartete. Nach einer viertel Stunde spitzten zarte, lange und zerbrechliche Fühler aus der Erde. Danach folgte eine in allen Farben des Regenbogens schillernde Raupe mit langen Haaren. So etwas Schönes hatte Jenny in all ihren Exkursionen noch nie entdeckt. Sie konnte sich auch nicht erinnern, in ihren Fachbüchern je so eine Raupe gesehen zu haben. Also beschloss sie, das Insektenbaby mit zu ihr nachhause zu nehmen. Sie holte aus ihrem Rucksack eine durchsichtige Plastikdose mit Luftlöchern im Deckel und legte die Raupe ganz vorsichtig darin ab. Jetzt wollte sie so schnell wie möglich zurück in ihre kleine Wohnung, um dort nach der Art des Insekts zu forschen, welches solche Raupen hervorbringt. Auf dem Heimweg versuchte sich Jenny auszumalen, was wohl aus dieser prächtigen Raupe einmal entstehen würde. Vielleicht ein ebenso prächtiger Schmetterling oder ein schillernder Käfer.

Zurück in ihrer Wohnung richtet sie sofort ein Terrarium für die Raupe her, dann wälzte sie ihre Insektenbücher, aber sie konnte keine Abbildung entdecken, die auch nur annähernd so aussah wie ihr Fund. Dann suchte sie im Internet nach passenden Kandidaten, wurde aber auch dort nicht fündig. Schließlich stellte sie ein Foto von der Raupe in ihren Blog und hoffte, dass jemand dieses Insekt kannte. Ihr Trost war, dass, wenn die Natur ihren Lauf nimmt, sie in einigen Wochen das

Ergebnis sowieso sehen würde.

Tags darauf musste Jenny leider feststellen, dass ihre Raupe nicht fressen wollte. Sie verschmähte sowohl den frischen Salat als auch den schmackhaften Spinat. Erst als ihr aus Versehen einige Flocken Fischfutter in das Terrarium fielen, bemerkte sie, dass ihr Gast scheinbar Fleischfresser war. Diese kleine Raupe legte einen gehörigen Appetit an den Tag. Bis zum Abend hatte sie eine volle Dose Katzenfutter an das gefräßige Insekt verfüttert. Am nächsten Morgen, es war Jennys freier Montag, war das Tier bereits so dick wie ihre Leberwurst im Kühlschrank. Schon bis Mittag hatte es ihren kompletten Vorrat an Katzenfutter aufgefressen. Und am Abend machte die Frau den verhängnisvollen Fehler. Sie nahm das Tier aus dem Terrarium und setzte es auf ihren Unterarm. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis die Raupe durch einen Giftstachel eine bewusstseinsverändernde Droge in den Arm der Frau injizierte. Ab diesem Zeitpunkt war Jenny nicht mehr Herr über sich selbst. Sie war der Raupe hörig.

....

- ENDE -